

Lauren DeStefano
Land ohne Lilien • Geraubt

Foto: © Henry S. Dziak III. c/o Baror Inc.



DIE AUTORIN

Lauren DeStefano wurde in New Haven, Connecticut geboren. Sie absolvierte ihren Bachelor-Abschluss am Albertus Magnus College im Fach Kreatives Schreiben. *Land ohne Lilien – Geraubt ist* der Auftakt ihrer hocherfolgreichen Jugendbuchtrilogie, die zum New-York-Times-Bestseller wurde.

Von der Autorin sind außerdem bei cbt erschienen:

Land ohne Lilien – Geflohen (30908, Band 2)

Lauren DeStefano

Land ohne Lilien

Geraubt

Aus dem Amerikanischen
von Catrin Frischer





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch August 2014

© 2011 by Lauren DeStefano

Published in agreement with the author,

c/o Baror International, Inc.,

Armonk, New York, U.S.A.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»The Last Chemical Garden Trilogy – Wither«

bei Simon & Schuster Children's

Publishing Division, New York.

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe by cbt Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Catrin Frischer

Lektorat: Luitgard Distel

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

unter Verwendung eines Motivs von Ekaterina

Marinenk, <http://snowfall-lullaby.deviantart.com/>

he · Herstellung: hr

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30918-6

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

*Für meinen Vater,
der zu mir sagte:
»Eines Tages, Kind,
wirst du Großes erreichen.«*

This is the way the world ends.
Not with a bang
but a whimper.

T. S. Eliot: The Hollow Men



ICH WARTE.

Sie sperren uns so lange im Dunkeln ein, dass wir unsere Augenlider gar nicht mehr spüren. Zusammengedrängt wie Ratten schlafen wir, starren vor uns hin, träumen von unseren schwankenden Körpern.

Ich weiß, wann eines der Mädchen eine Wand erreicht. Sie fängt an zu hämmern und zu schreien – das Geräusch hat etwas Metallisches –, aber keine von uns anderen hilft ihr. Wir reden schon lange nicht mehr, begraben uns noch tiefer in der Dunkelheit.

Die Türen gehen auf.

Das Licht macht uns Angst. Es ist das Licht der Welt am Ende des Geburtskanals und auch das Licht, das den Tod begleitet. Mit den anderen Mädchen drücke ich mich voller Entsetzen in die Wolledecken und will weder Anfang noch Ende.

Wir stolpern, als sie uns hinauslassen, haben vergessen, wie man die Beine benutzt. Wie lange war es ... Tage? Stunden? Der weite Himmel wartet an seinem üblichen Platz.

Ich stehe mit den anderen Mädchen in einer Reihe und Männer in grauen Mänteln mustern uns.

Davon habe ich gehört. Wo ich herkomme, verschwin-

den Mädchen schon seit langer Zeit. Sie verschwinden aus ihren Betten oder vom Straßenrand. Einem Mädchen aus meiner Nachbarschaft ist es so ergangen. Danach ist ihre ganze Familie verschwunden – weggezogen –, vielleicht um sie zu suchen oder weil sie wussten, dass sie nie zurückgebracht werden würde.

Jetzt bin ich dran. Ich weiß, dass Mädchen verschwinden, aber danach kann alles Mögliche passieren. Wird man mich als Ausschuss umbringen? In die Prostitution verkaufen? Das alles passiert. Es gibt nur eine andere Möglichkeit. Ich könnte Braut werden. Ich habe sie im Fernsehen gesehen: widerwillige, aber schöne Bräute im Teenageralter am Arm eines reichen Mannes, der sich dem tödlichen Alter von fünfundzwanzig nähert.

Die anderen Mädchen schaffen es nie auf den Bildschirm. Mädchen, die die Inspektion nicht bestehen, werden in die Bordelle der scharlachroten Bezirke verfrachtet. Manche haben wir ermordet an Straßenrändern gefunden, wo sie in die sengende Sonne starrend verweseten, weil die Sammler zu faul waren, sich um sie zu kümmern. Manche Mädchen verschwinden für immer und ihre Familien können nichts tun.

Die Mädchen, die geholt werden, sind dreizehn oder älter, wenn ihre Körper zum Austragen von Kindern reif genug sind – denn der Virus fordert jedes weibliche Wesen unserer Generation mit zwanzig.

Unsere Hüften werden vermessen, es wird festgestellt, wie kräftig wir sind, unsere Lippen werden auseinandergedrückt, damit die Männer unsere Gesundheit nach dem Zustand unserer Zähne beurteilen können. Eines der Mädchen übergibt sich. Sie könnte diejenige gewesen



sein, die geschrien hat. Sie wischt sich den Mund ab, zitternd, verängstigt. Ich halte stand, bin entschlossen, anonym und unauffällig zu bleiben.

Ich fühle mich zu lebendig in dieser Reihe todgeweihter Mädchen mit halb geschlossenen Augen. Ich spüre, dass ihre Herzen kaum schlagen, während meines in der Brust hämmert. Nach dieser langen Zeit in der Dunkelheit des Lasters sind wir alle miteinander verschmolzen. Wir sind ein namenloses Ding, das diese seltsame Hölle erlebt. Ich will nicht auffallen. Ich will nicht auffallen.

Aber es nützt nichts. Jemand hat mich bemerkt. Ein Mann schreitet die Reihe ab. Er lässt uns von den Männern in den grauen Mänteln befangern, prüfen. Er wirkt aufmerksam und erfreut.

Seine Augen – grün wie zwei Ausrufezeichen – begegnen meinem Blick. Er lächelt. Das Gold seiner Zähne blitzt, er muss reich sein. Eigentlich ist er zu jung, um schon seine Zähne zu verlieren. Er geht weiter und ich starre auf meine Schuhe. *Ich bin so dumm!* Ich hätte niemals aufschauen dürfen. Meine seltsame Augenfarbe ist das Erste, was anderen an mir auffällt.

Er sagt etwas zu den Männern in den grauen Mänteln. Sie sehen uns alle an, dann scheinen sie sich einig zu sein. Der Mann mit den goldenen Zähnen lächelt wieder in meine Richtung, dann wird er zu einem anderen Wagen gebracht, der den Kies aufspritzen lässt, als er rückwärts auf die Straße setzt und davonfährt.

Das Mädchen, das sich übergeben hat, wird wieder in den Lastwagen gebracht, und ein Dutzend andere Mädchen auch. Ein Mann in einem grauen Mantel folgt ihnen. Drei von uns sind übrig. Die von den anderen



Mädchen hinterlassenen Lücken klaffen noch zwischen uns. Die Männer sprechen erst miteinander, dann mit uns. »Geht«, sagen sie und wir gehorchen. Wir können nirgendwohin, nur auf die Rückbank einer Limousine, die mit geöffneten Türen auf dem Kies parkt.

Wir sind irgendwo abseits der Straßen, nicht weit weg vom Highway. In der Ferne höre ich den Verkehr und ich sehe die Lichter der Stadt im lila Dunst am Horizont leuchten. Die Gegend kenne ich nicht. Eine derart einsame Landstraße liegt weit weg von den bevölkerten Straßen zu Hause.

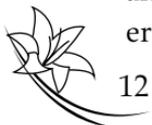
Geht. Die beiden anderen auserwählten Mädchen laufen vor mir. Ich bin die Letzte, die in die Limousine steigt. Eine dunkle Glasscheibe trennt uns vom Fahrer. Ehe jemand die Tür schließt, höre ich noch ein Geräusch aus dem Lastwagen, in den die übrigen Mädchen getrieben wurden.

Es ist der erste von einem Dutzend Schüssen, die, wie ich weiß, folgen werden.

Ich erwache in einem Bett mit Laken aus Satin, mir ist schlecht und ich bin nass geschwitzt. Sobald ich bei Bewusstsein bin, wälze ich mich zum Rand der Matratze, über den hinweg ich mich auf den leuchtend roten Teppich übergebe. Ich spucke und würge immer noch, als jemand anfängt, die Bescherung mit einem Lappen aufzuwischen.

»Jeder reagiert anders auf das Schlafgas«, sagt er leise.

»Schlafgas?«, keuche ich, und ehe ich mir den Mund an meinem weißen Spitzenärmel abwischen kann, reicht er mir eine Stoffserviette – ebenfalls leuchtend rot.



»Es dringt aus den Lüftungsschlitzen der Limousine«, sagt er. »Damit ihr nicht wisst, wo ihr hingebracht werdet.«

Mir fällt die Glasscheibe ein, die uns vom vorderen Teil des Wagens getrennt hat. Luftdicht, vermute ich. Undeutlich erinnere ich mich an das Zischen der Luft, die durch die Lüftungsschlitze in den Seiten strömte.

»Eines der anderen Mädchen«, erzählt der Junge, der nun weißen Schaum auf den Fleck sprüht, wo ich mich erbrochen habe, »hätte sich beinahe aus dem Schlafzimmerfenster gestürzt, so durcheinander war sie. Natürlich ist das Fenster verschlossen. Und bruchsicher.« Trotz der fürchterlichen Dinge, die er sagt, ist seine Stimme leise, vielleicht sogar mitfühlend.

Über die Schulter sehe ich zum Fenster. Verschlossen. Die Welt dahinter leuchtet grün und blau, strahlender als bei mir zu Hause, wo es nur Schmutz gibt und die Überreste vom Garten meiner Mutter, den ich vergebens versucht habe wiederzubeleben.

Irgendwo weiter den Flur hinunter schreit eine Frau. Der Junge zuckt kurz zusammen. Dann schrubbt er weiter den Schaum weg.

»Ich kann dir helfen«, biete ich an. Eben hatte ich noch keine Schuldgefühle, hier irgendetwas zu ruinieren. Ich weiß, dass ich gegen meinen Willen hier bin. Aber ich weiß auch, dass dieser Junge nicht dafür verantwortlich ist. Er kann keiner der Männer in Grau sein, die mich hierher gebracht haben – dafür ist er zu jung, vermutlich in meinem Alter. Vielleicht ist er auch gegen seinen Willen hierher gebracht worden. Ich habe noch nie gehört, dass Jungen verschwinden, aber bis der Virus vor fünfzig



Jahren entdeckt wurde, waren auch Mädchen sicher. Alle waren sicher.

»Nicht nötig. Schon fertig«, sagt er.

Und als er den Lappen wegnimmt, ist kein Fleck mehr zu sehen. Er zieht an einem Griff an der Wand und ein Schacht öffnet sich. Er wirft die Lappen hinein, lässt los und die Klappe schließt sich. Die Dose mit dem weißen Schaum steckt er in seine Schürzentasche und kehrt zu der Arbeit zurück, die er unterbrochen hat. Er nimmt ein silbernes Tablett vom Boden auf, das er dort abgestellt hatte, und trägt es zu meinem Nachttisch.

»Wenn es dir besser geht – hier ist etwas zum Mittagessen für dich. Nichts, wovon du wieder einschläfst, das verspreche ich.« Er sieht aus, als würde er lächeln wollen. Beinahe. Aber er behält seinen konzentrierten Blick bei, als er eine Metallhaube von einem Suppenteller nimmt und eine weitere von einem kleinen Teller mit dampfendem Gemüse und Kartoffelbrei um einen See Soße.

Ich bin geraubt, betäubt und hier eingesperrt worden und dennoch serviert man mir ein Feinschmeckermenü. Das ist so widerlich, dass ich mich fast schon wieder übergeben könnte.

»Das andere Mädchen – die, die versucht hat, sich aus dem Fenster zu stürzen –, was ist mit ihr geschehen?«, erkundige ich mich. Nach der schreienden Frau am anderen Ende des Flurs wage ich nicht zu fragen. Was mit ihr ist, will ich gar nicht wissen.

»Sie hat sich einigermaßen beruhigt.«

»Und das dritte Mädchen?«

»Sie ist heute Morgen aufgewacht. Ich glaube, der



Hauswalter hat sie auf eine Führung durch die Gartenanlagen mitgenommen.«

Hauswalter. Meine Verzweiflung kehrt zurück und ich lasse mich schwer in die Kissen fallen. Hauswalter sind die Besitzer von Häusern. Sie kaufen Bräute von Sammlern, die durch die Straßen patrouillieren und nach idealen Kandidatinnen zum Kidnappen Ausschau halten. Die Gnädigen unter ihnen verkaufen den Ausschuss in die Prostitution, aber die, an die ich geraten bin, haben alle anderen in den Lastwagen getrieben und erschossen. Diesen ersten Gewehrschuss habe ich wieder und wieder in meinen Drogenträumen gehört.

»Wie lange bin ich schon hier?«, frage ich.

»Zwei Tage«, sagt der Junge.

Er reicht mir eine dampfende Tasse und ich will schon ablehnen, da sehe ich das Fädchen des Teebeutels über dem Rand baumeln und rieche die Gewürze. Tee. Mein Bruder Rowan und ich haben ihn jeden Morgen zum Frühstück getrunken und jeden Abend zum Essen. Der Geruch ist wie Zuhause. Meine Mutter hat immer gesummt, wenn sie am Herd darauf wartete, dass das Wasser kocht.

Benommen setze ich mich auf und nehme den Tee entgegen. Ich halte die Tasse dicht an mein Gesicht und atme den Dampf durch die Nase ein. Etwas anderes kann ich nicht tun, um nicht in Tränen auszubrechen. Der Junge muss spüren, dass das Ausmaß dessen, was mir widerfahren ist, mich jetzt mit voller Wucht trifft. Er muss spüren, dass ich kurz davor bin, etwas Dramatisches zu tun, wie weinen oder mich aus dem Fenster zu stürzen wie dieses Mädchen, denn er bewegt sich bereits Rich-



tung Tür. Leise, ohne sich umzuschauen, überlässt er mich meinem Schmerz. Aber statt Tränen bricht nur ein grässlicher Urschrei aus mir heraus, als ich mein Gesicht ins Kissen drücke. Nie hätte ich mich für fähig gehalten, so etwas hervorzubringen. Wut, wie ich sie bisher niemals empfunden habe.

2



FÜR MÄNNER ist fünfundzwanzig das Sterbealter. Für Frauen zwanzig. Wir sterben wie die Fliegen.

Vor siebzig Jahren hat die Wissenschaft die Kunst vollbracht, Kinder zu perfektionieren. Eine Epidemie, die unter dem Namen Krebs bekannt war – eine Krankheit, die jeden Teil des Körpers befallen konnte und früher Millionen von Leben gekostet hat –, konnte völlig geheilt werden. Die Verstärkung des Immunsystems von Kindern der neuen Generation löschte Allergien und jahreszeitlich bedingte Beschwerden aus und schützte sogar vor sexuell übertragbaren Viren. Mit Makeln behaftete natürliche Kinder wurden angesichts der Vorteile dieser neuen Technologie nicht mehr empfangen. Eine Generation perfekt veränderter Embryonen stellte eine erfolgreiche, gesunde Bevölkerung sicher. Die meisten dieser Generation sind noch am Leben und werden in Würde alt. Sie sind die furchtlose erste Generation, die praktisch unsterblich ist.

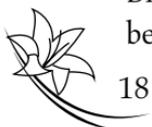
Niemand hätte je die schrecklichen Folgen erahnen können, die diese robuste Generation von Kindern hatte. Während es der ersten Generation nach wie vor blendend geht, ist mit ihren Kindern und deren Kindeskindern etwas schiefgegangen. Wir, die neuen Generationen,

werden gesund und stark geboren, gesünder vielleicht als unsere Eltern, aber unser Leben endet für Männer mit fünfundzwanzig und für Frauen mit zwanzig. Seit fünfzig Jahren ist die Welt in Panik, weil ihre Kinder sterben. In wohlhabenderen Haushalten will man sich nicht geschlagen geben. Sammler verdienen sich ihren Lebensunterhalt damit, potenzielle Bräute zu fangen und an sie zu verkaufen, um neue Kinder zu züchten. Die Kinder aus diesen Ehen sind Experimente. Zumindest sagt mein Bruder das – und immer mit Abscheu in der Stimme. Es gab mal eine Zeit, da er mehr über das Virus wissen wollte, das uns tötet. Damals hat er unsere Eltern mit Fragen gelöchert, die niemand beantworten konnte. Aber der Tod unserer Eltern hat seine Neugier gebrochen. Mein rationaler Bruder, der einst davon träumte, die Welt zu retten, lacht jetzt jeden aus, der es versucht.

Keiner von uns konnte jedoch mit Sicherheit sagen, was nach dem Einsammeln passiert.

Jetzt sieht es so aus, als würde ich es herausfinden.

Stundenlang laufe ich in diesem Spitzennachthemd im Schlafzimmer auf und ab. Der Raum ist komplett möbliert, so als hätte er auf meine Ankunft gewartet. Es gibt einen begehbaren Wandschrank voller Kleider, in dem ich mich allerdings nur so lange aufhalte, wie ich brauche, um nachzusehen, ob es dort eine Tür zum Dachboden gibt – im Wandschrank meiner Eltern ist eine, hier nicht. Das dunkle, polierte Holz der Kommode passt zum Frisiertisch und der Ottomane, an den Wänden hängen nichtssagende Gemälde – ein Sonnenuntergang und ein Bild von einem Picknick am Strand. Auf der Tapete treiben Stiele knospender Rosen in geraden Linien in die



Höhe – und erinnern mich an Gitterstäbe einer Gefängniszelle. Ich weiche meinem Spiegelbild auf dem Frisierisch aus, denn ich fürchte den Verstand zu verlieren, wenn ich mich an diesem Ort sehe.

Ich versuche, das Fenster zu öffnen, was sich jedoch als unmöglich erweist. Dann betrachte ich die Aussicht. Die Sonne will gerade in Gelb- und Pinktönen untergehen und im Garten stehen Myriaden von Blumen. Es gibt plätschernde Springbrunnen. Das Gras ist in Streifen von Grün und dunklerem Grün gemäht. Näher am Haus teilt eine Hecke einen Bereich mit einem unnatürlich blauen Schwimmbecken ab.

Das ist, denke ich, das botanische Paradies, das meine Mutter im Sinn hatte, als sie die Lilien in unserem Garten gepflanzt hat. Ihre Lilien haben immer gesund und kräftig geblüht, sie gedeihen trotz der Ödnis von Dreck und Staub. Doch nur zu ihren Lebzeiten blühten in unserer Nachbarschaft Blumen. Neben den Blumen meiner Mutter gibt es nur noch diese welkenden Nelken, die in den Läden in der Stadt angeboten werden – rosa und rot gefärbt zum Valentinstag –, und die roten Rosen, die in den Schaufenstern immer entweder etwas Gummiartiges oder total Vertrocknetes haben. Sie sind, wie die Menschheit, chemische Imitationen dessen, was sie eigentlich sein sollten.

Der Junge, der mir das Mittagessen gebracht hat, erwähnte, dass eines der Mädchen im Garten spazieren geht, und ich frage mich, ob der Hauswalter wohl so gnädig ist, uns draußen frei herumlaufen zu lassen. Ich weiß ja nicht viel über die anderen hier, nur dass sie entweder jünger als fünfundzwanzig sind oder auf die siebzig zu-



gehen – Letztere sind Erstgenerationer und eine Seltenheit. Mittlerweile hat die erste Generation genug ihrer Kinder vorzeitig sterben sehen und ist nicht bereit, mit noch einer weiteren Generation Experimente anzustellen. Sie schließen sich sogar den Protestmärschen an – gewalttätigen Krawallen, die nicht wiedergutzumachende Schäden anrichten.

Mein Bruder. Er wird sofort gewusst haben, dass etwas nicht stimmt, als ich nicht von der Arbeit nach Hause gekommen bin. Und ich bin jetzt seit drei Tagen weg. Zweifellos wird er völlig außer sich sein. Er hat mich vor diesen verdächtigen grauen Lastwagen gewarnt, die zu allen Tages- und Nachtzeiten langsam durch die Straßen der Stadt rollen. Aber es war keiner dieser Lastwagen, der mich erwischt hat. Das hier konnte ich nicht kommen sehen.

Es ist der Gedanke an meinen Bruder, allein in dem leeren Haus, der mich zwingt, damit aufzuhören, mich selbst zu bemitleiden. Es ist kontraproduktiv. *Denk nach. Irgendwie* muss es doch möglich sein, zu flüchten. Das Fenster lässt sich eindeutig nicht öffnen. Der Schrank führt nur zu weiteren Kleidungsstücken. Der Schacht, in den der Junge den schmutzigen Lappen geworfen hat, ist nicht mehr als zwanzig Zentimeter breit.

Wenn ich die Gunst des Hauswalters gewinnen könnte, würde man mir vielleicht so weit vertrauen, dass man mich allein im Garten umherwandern ließe. Von meinem Fenster sieht es so aus, als ob der Garten endlos wäre. Aber irgendwo muss er ein Ende haben. Vielleicht finde ich ja einen Fluchtweg, wenn ich mich durch eine Hecke zwänge oder über einen Zaun klettere. Vielleicht werde

ich auch so eine öffentliche Braut, wie sie auf für das Fernsehen gefilmten Partys zur Schau gestellt werden. Im Fernsehen habe ich schon so viele Bräute wider Willen gesehen und mich immer gefragt, warum die Mädchen nicht weglaufen. Vielleicht zeigen die Kameras die Sicherheitsvorkehrungen nur nicht, die sie gefangen halten.

Und schon mache ich mir Sorgen, dass ich nie die Gelegenheit bekommen könnte, auf einer dieser Partys zu erscheinen. Soweit ich weiß, dauert es Jahre, bis man sich das Vertrauen eines Hauswalters erworben hat. Und in vier Jahren, wenn ich zwanzig werde, bin ich tot.

Ich drehe den Türknauf und zu meinem Erstaunen ist nicht abgeschlossen. Die Tür öffnet sich knarrend und der Flur liegt vor mir.

Irgendwo tickt eine Uhr. Im Flur gibt es noch weitere Türen. Die meisten sind verschlossen und verriegelt. An meiner Tür ist auch ein Riegel, aber der ist zurückgeschoben.

Langsam gehe den Gang entlang. Meine nackten Füße sind von Vorteil, denn auf diesem dicken grünen Teppich machen sie praktisch kein Geräusch. Ich gehe an den Türen vorbei, lausche auf Geräusche, auf Lebenszeichen. Aber das einzige Geräusch dringt aus einer Tür am Ende des Gangs, die nur angelehnt ist. Stöhnen und Keuchen.

Ich bleibe wie erstarrt stehen. Wenn das der Hauswalter ist, der eine seiner Frauen zu schwängern versucht, dann würde es meine Lage verschlechtern, wenn ich dort hineinplatzte. Ich weiß nicht, was passieren würde. Wahrscheinlich würde man mich hinrichten oder aufordern mitzumachen, und ich kann nicht sagen, was schlimmer wäre.



Nein, die Geräusche stammen ausschließlich von einer Frau und sie ist allein. Vorsichtig spähe ich durch den Türspalt, dann schiebe ich die Tür auf.

»Wer ist da?«, murmelt die Frau, was einen ungeheuren Hustenanfall bei ihr auslöst.

Ich betrete das Zimmer und stelle fest, dass sie allein in einem Satinbett liegt. Aber dieses Zimmer ist viel üppiger ausgestattet als meines. An den Wänden hängen Bilder von Kindern und vor einem offenen Fenster bauscht sich eine Gardine. Dieser Raum sieht aus wie einer, in dem gelebt wird. Er ist gemütlich und hat ganz und gar nichts von einem Gefängnis.

Auf ihrem Nachttisch liegen Tabletten, stehen Fläschchen mit Pipetten, leere und fast leere Gläser mit farbigen Flüssigkeiten. Sie stützt sich auf die Ellenbogen und starrt mich an. Ihre Haare sind blond wie meine, aber ihre fahle Haut lässt sie matt wirken. Ihre Augen haben etwas Wildes. »Wer bist du?«

»Rhine.« Ich nenne leise meinen Namen, denn ich bin zu verunsichert, um nicht ehrlich zu sein.

»So ein wunderschöner Ort«, sagt sie. »Hast du die Bilder gesehen?«

Vermutlich fantasiert sie, denn ich verstehe nicht, was sie meint. »Nein«, ist alles, was ich sagen kann.

»Du hast mir meine Medizin nicht gebracht«, sagt sie und mit einem Seufzen sinkt sie anmutig in das Meer aus Kissen zurück.

»Nein«, sage ich. »Soll ich sie holen?« Jetzt ist klar, dass sie fantasiert, und wenn ich einen Vorwand finde, kann ich vielleicht in mein Zimmer zurückgehen und sie vergisst, dass ich da gewesen bin.



»Bleib«, sagt sie und klopft auf die Bettkante. »Ich bin diese Mittel so leid. Können sie mich nicht einfach sterben lassen?«

Sieht so meine Zukunft als Braut aus? So eingesperrt zu sein, dass ich nicht einmal die Freiheit haben werde, zu sterben?

Ich setze mich neben sie. Der Geruch nach Medizin und Verfall überflutet mich. Darunter liegt noch etwas Angenehmes, ein Potpourri – parfümierte getrocknete Blüten. Dieser angenehme Geruch ist überall, er umgibt uns und ich muss an zu Hause denken.

»Du lügst«, sagt die Frau im Bett. »Du bist nicht gekommen, um mir meine Medizin zu bringen.«

»Das habe ich auch nicht behauptet.«

»Und, wer bist du dann?« Sie streckt die zitternde Hand aus und berührt mein blondes Haar. Eine Strähne hält sie zur genaueren Betrachtung hoch – und dann ist ihr Blick plötzlich von einem fürchterlichen Schmerz erfüllt. »Oh. Du bist der Ersatz für mich. Wie alt bist du?«

»Sechzehn«, sage ich und bin schon wieder überraschend ehrlich. Ersatz? Ob sie eine der Ehefrauen des Hauswalters ist?

Eine Weile starrt sie mich an und der Schmerz weicht langsam einem anderen Gefühl. Einem fast mütterlichen. »Hasst du das alles hier?«

»Ja«, sage ich.

»Dann solltest du die Veranda sehen.« Sie lächelt, als sie die Augen schließt. Ihre Hand rutscht von meinem Haar. Sie hustet und das Blut aus ihrem Mund spritzt auf mein Nachthemd.

Ich habe Alpträume gehabt, in denen ich ein Zimmer



betrete, in dem meine Eltern ermordet wurden und in einer frischen Blutlache liegen, und in diesen Albträumen bleibe ich ewig an der Türschwelle stehen, zu verängstigt zum Weglaufen. Jetzt empfinde ich ein ähnliches Entsetzen. Ich will weg, will sonst wo sein, nur nicht hier, aber meine Beine wollen sich nicht von der Stelle rühren. Ich kann nur zusehen, während sie hustet und kämpft und mein Nachthemd dabei immer röter wird. Ich spüre die Wärme ihres Blutes auf meinen Händen und meinem Gesicht.

Wie lange das so geht, weiß ich nicht. Schließlich kommt jemand angerannt, eine ältere Frau, eine aus der ersten Generation. Sie hält ein Becken aus Metall, in dem seifiges Wasser schwappt.

»Oh, Lady Rose, warum haben Sie nicht den Knopf gedrückt, wenn Sie Schmerzen haben?«, sagt die Frau mit dem Becken.

Ich springe schnell auf, eile zur Tür, aber die Becken-Frau beachtet mich gar nicht. Sie hilft der hustenden Frau, sich aufzusetzen, schält sie aus dem Nachthemd und beginnt ihre Haut mit dem Seifenwasser abzuwaschen.

»Medizin im Wasser«, stöhnt die hustende Frau. »Ich rieche es. Überall Medizin. Lasst mich doch sterben.«

Sie klingt so verletzt und bestürzt, dass ich sie trotz meiner eigenen Lage bedauere.

»Was machst du hier?«, flüstert jemand unfreundlich hinter mir. Ich drehe mich um und sehe den Jungen, der mir vorhin das Essen gebracht hat. Er wirkt nervös. »Wie bist du rausgekommen? Geh wieder in dein Zimmer. Beeil dich, lauf!«



So etwas ist in meinen Albträumen nie vorgekommen, jemand, der mich zum Handeln drängt. Ich bin dankbar dafür. Ich renne zurück zu meiner offenen Tür, doch vorher stoße ich mit jemandem zusammen, der mir im Weg steht. Ich sehe auf und erkenne den Mann, der mich in seinen Armen aufgefangen hat. Wenn er lächelt, blitzt Gold.

»Na so was, hallo«, sagt er.

Keine Ahnung, wie ich sein Lächeln einschätzen soll, ob es verschlagen ist oder freundlich. Es dauert nur einen kleinen Moment, bis er das Blut auf meinem Gesicht und dem Nachthemd bemerkt, dann drängt er sich an mir vorbei. Er läuft in das Zimmer, in dem die Frau immer noch fürchterliche Hustenanfälle hat.

Ich laufe in mein Zimmer. Dort reiße ich mir das Nachthemd herunter und schrubbe mir mit dem sauberen Teil das Blut von der Haut. Danach verstecke ich mich unter der Bettdecke und halte mir die Hände auf die Ohren, versuche, diese furchtbaren Geräusche auszuschließen. Diesen ganzen furchtbaren Ort auszuschließen.

Das Geräusch, das der Türknauf macht, weckt mich dieses Mal. Der Junge, der mir das Mittagessen gebracht hat, trägt nun ein anderes Silbertablett. Er sieht mir nicht in die Augen. Er geht durch den Raum und stellt das Tablett auf meinen Nachttisch.

»Abendessen«, sagt er feierlich.

Von unter meiner Decke beobachte ich ihn, aber er sieht mich nicht an. Er hebt nicht mal den Kopf, als er das schmutzige Nachthemd, das mit Roses Blut bespritzt ist, vom Boden aufhebt und es in den Schacht wirft. Dann dreht er sich um und will gehen.



»Warte«, sage ich. »Bitte.«

Mit dem Rücken zu mir erstarrt er.

Und ich bin nicht sicher, was es eigentlich ist, was er an sich hat – dass er etwa so alt ist wie ich, dass er so unaufdringlich ist oder dass er nicht glücklicher scheint als ich, hier zu sein –, aber ich will seine Gesellschaft. Wenn auch nur für ein oder zwei Minuten.

»Diese Frau«, sage ich, in dem verzweifelten Versuch, Konversation zu machen, bevor er geht. »Wer ist sie?«

»Das ist Rose«, sagt er. »Die Erste Frau des Hauswalters.« Alle Hauswalter nehmen eine Frau zur Ersten Frau. Das hat nichts mit der Reihenfolge der Eheschließungen zu tun, sondern ist ein Zeichen von Macht. Erste Frauen nehmen an gesellschaftlichen Veranstaltungen teil, sie treten mit ihren Hauswaltern in der Öffentlichkeit auf und offenbar steht ihnen auch das Privileg eines offenen Fensters zu. Sie sind die Favoritinnen.

»Was fehlt ihr denn?«

»Das Virus«, sagt er, und als er sich zu mir umdreht, sieht er mich mit echter Neugier an. »Hast du noch nie jemandem mit dem Virus gesehen?«

»Nicht aus der Nähe«, sage ich.

»Nicht mal deine Eltern?«

»Nein.« Meine Eltern waren erste Generation und schon ein gutes Stück in den Fünfigern, als mein Bruder und ich geboren wurden. Aber ich bin nicht sicher, ob ich ihm das erzählen will. Stattdessen sage ich: »Ich bemühe mich wirklich, nicht an das Virus zu denken.«

»Ich auch«, sagt er. »Sie hat nach dir gefragt, als du weg warst. Du heißt Rhine?«

Jetzt sieht er mich an, also nicke ich. Plötzlich wird mir



bewusst, dass ich nackt unter diesen Decken bin. Ich wickele sie fester um mich. »Wie heißt du?«

»Gabriel.« Und da ist es wieder, dieses Beinahe-Lächeln, gehemmt von der Last der Dinge.

Ich will ihn fragen, was er hier an diesem schrecklichen Ort mit der wunderschönen Gartenanlage, dem klaren blauen Schwimmbecken und den symmetrischen grünen Hecken macht. Ich will wissen, wo er herkommt und ob er vorhat, wieder dorthin zurückzugehen. Sogar von meinem Fluchtplan will ich ihm erzählen – das heißt, wenn ich je einen solchen Plan entwickle. Aber diese Gedanken sind gefährlich. Wenn mein Bruder hier wäre, würde er mir einschärfen, niemandem zu trauen. Und er hätte recht.

»Gute Nacht«, sagt der Junge – Gabriel. »Das Beste ist wohl, du isst etwas und schläfst dann. Morgen ist ein großer Tag.« Sein Ton lässt darauf schließen, dass ich vor etwas Schrecklichem gewarnt sein sollte, was mir bevorsteht.

Er dreht sich um und geht zur Tür. Dabei bemerke ich ein leichtes Hinken, das heute Nachmittag noch nicht da war. Unter dem dünnen weißen Stoff seiner Uniform kann ich die frischen blauen Flecken erkennen. Meinetwegen? Ist er bestraft worden, weil er meine Flucht den Flur hinunter ermöglicht hat? Noch mehr Fragen, die ich nicht stelle.

Dann ist er weg, und ich höre das Klicken, mit dem der Riegel einrastet.





NICHT GABRIEL weckt mich am Morgen, sondern ein Aufmarsch von Frauen. Sie sind erste Generation, worauf nur das graue Haar schließen lässt, denn ihre Augen strahlen jugendlich. Sie plaudern miteinander, als sie mir die Decke wegreißen.

Eine der Frauen mustert meinen nackten Körper und sagt: »Na, wenigstens müssen wir diese nicht mit Gewalt aus ihren Kleidern holen.«

Diese. Nach allem, was geschehen ist, habe ich beinahe vergessen, dass es noch zwei andere gibt. Irgendwo in diesem Haus gefangen, hinter verschlossenen Türen.

Ehe ich reagieren kann, haben zwei Frauen mich schon an den Armen gepackt und zerren mich auf das Badezimmer zu, das an mein Zimmer grenzt.

»Das Beste ist, du wehrst dich nicht«, sagt eine der beiden munter. Schwankend versuche ich, mit ihnen Schritt zu halten. Eine der Frauen bleibt zurück und macht mein Bett.

Im Bad muss ich mich auf den Klodeckel setzen, der mit einer Art rosa Pelz bezogen ist. Alles ist rosa. Die Gardinen sind hauchdünn und unpraktisch.

Zu Hause haben wir unsere Fenster nachts mit Sackleinen verhängt, um den Anschein von Armut zu er-

wecken und die neugierigen Blicke der neuen Waisen abzuhalten, die Unterschlupf suchen und um Almosen betteln. Das Haus, das ich mit meinem Bruder geteilt habe, hatte drei Schlafzimmer, aber wir haben unsere Nächte lieber auf einem Feldbett im Keller verbracht und uns beim Schlafen abgewechselt, denn es hätte ja sein können, dass die Schlösser nicht hielten. Mit der Schrotflinte unseres Vaters schützten wir uns.

Hübsche Rüschemöbel haben an Fenstern nichts zu suchen. Jedenfalls nicht da, wo ich herkomme.

Farben ohne Ende. Eine Frau lässt ein Bad ein, während die andere die Tür des Badeschränchens zu einem Regenbogen kleiner Seifenstücke in Form von Herzen und Sternen öffnet. Einige davon wirft sie ins Badewasser. Da lösen sie sich sprudelnd auf und eine schaumige Schicht aus Rosa und Blau bleibt zurück. Bläschen zerplatzen wie kleine Feuerwerkskörper.

Ich widerspreche nicht, als mir gesagt wird, ich solle in die Wanne steigen. Vor diesen Fremden nackt zu sein, ist zwar seltsam, aber das Wasser duftet gut und sieht einladend aus. Es hat so gar nichts mit dem trüben gelblichen Wasser gemein, das in dem Haus, das ich mit meinem Bruder teilte, aus den rostigen Leitungen lief.

Teilte. Vergangenheit. Wie konnte ich nur so denken?

Ich liege in dem süß duftenden Wasser und die Bläschen zerplatzen an meiner Haut. Sie setzen einen Hauch von Zimt und einem Potpourri frei – und den Duft echter Rosen, so wie ich ihn mir vorstelle. Aber ich will mich vom Wunder dieser kleinen Dinge nicht blenden lassen. Trotzig denke ich an das Haus, das ich mit meinem Bru-



der teile, das Haus, in dem meine Mutter zu Beginn des neuen Jahrhunderts geboren wurde. Es hat Ziegelmauern, an denen immer noch die Reste des Efeus zu sehen sind, der schon vor langer Zeit eingegangen ist. Es hat eine Feuertreppe mit einer kaputten Leiter und in der Straße stehen alle Häuser so dicht nebeneinander, dass ich als Kind meine Arme aus dem Fenster meines Zimmers strecken und die Hände des kleinen Mädchens von nebenan halten konnte. Wir haben Pappbecher an den Enden einer Schnur über die Kluft zwischen den Häusern gespannt und kichernd miteinander geredet.

Das kleine Mädchen ist früh Waise geworden. Ihre Eltern gehörten zur neuen Generation. Sie hat ihre Mutter kaum gekannt, ihr Vater wurde krank. Eines Morgens habe ich meinen Arm nach ihr ausgestreckt und sie war nicht mehr da.

Ich war untröstlich, denn dieses Mädchen war meine erste richtige Freundin. Ich denke ab und zu immer noch an ihre strahlend blauen Augen, daran, wie sie Pfefferminzbonbons gegen mein Fenster geworfen hat, um mich zu einem Pappbechertelefonspiel aufzufordern. Als sie dann weg war, hat meine Mutter die Schnur aufgehoben, die wir für unser Telefonspiel benutzt haben, und sie hat mir erzählt, dass es Drachenschnur ist und dass sie als kleines Mädchen im Park Stunden damit verbracht hat, Drachen steigen zu lassen. Ich wollte mehr Geschichten aus ihrer Kindheit hören und an manchen Abenden hat sie mir welche erzählt. Geschichten von riesenhaften Spielzeuggeschäften und zugefrorenen Seen, auf denen sie auf Schlittschuhen schwanengleich Achten zog; von all den Menschen, die unter den Fenstern ebendieses



Hauses vorbeigegangen sind, als es noch jung und mit Efeu bewachsen war und als die Autos in ordentlichen, glänzenden Reihen am Straßenrand parkten in Manhattan, New York.

Nachdem sie und mein Vater gestorben waren, haben mein Bruder und ich die Fenster mit Kartoffel- und Kaffeesäcken verhängt. Wir nahmen all die hübschen Sachen meiner Mutter und all die feinen Anzüge meines Vaters und stopften sie in Truhen, die wir abschlossen. Den Rest haben wir im Garten vergraben, spät nachts, unter den dahinsiechenden Lilien.

Das ist meine Geschichte. Das ist meine Vergangenheit, und ich werde nicht zulassen, dass sie weggewaschen wird. Ich werde einen Weg finden, sie zurückzubekommen.

»Sie hat so weiches Haar«, sagt eine der Frauen, die einen Becher warmes schaumiges Wasser nach dem anderen über meinen Kopf schöpft. »Und die Farbe ist auch hübsch. Ob das wohl Natur ist?«

Natürlich ist es das. Was denn sonst?

»Ich wette, das war es, was dem Hauswalter an ihr gefallen hat.«

»Lass mich mal sehen«, sagt die andere Frau, nimmt mein Kinn in die Hand und dreht meinen Kopf ein wenig. Sie mustert mein Gesicht, dann keucht sie auf und ihre krampfhaft zuckende Hand fährt an ihr Herz »Oh, Helen, sieh dir die Augen von diesem Mädchen an!«

Beide hören auf, mich zu baden, und sehen mich an. Zum ersten Mal sehen sie mich richtig an.

Meine Augen sind normalerweise das Erste, was die Leute bemerken. Das linke Auge ist blau, das rechte



braun, genau wie bei meinem Bruder. Heterochromie. Meine Eltern waren Genetiker, und das war der Begriff, mit dem sie meinen Zustand bezeichneten. Vielleicht hätte ich sie eingehender dazu befragt, als ich älter war, wenn sich mir die Gelegenheit dazu geboten hätte. Ich dachte immer, die Heterochromie wäre ein bedeutungsloser genetischer Defekt, aber wenn die Frauen recht haben und es waren tatsächlich meine Augen, die dem Hauswalter aufgefallen sind, dann hat die Heterochromie mir das Leben gerettet.

»Die sind doch wohl echt?«, fragt eine Frau.

»Was sollen die denn sonst sein, wenn nicht echt?« Das sage ich dieses Mal laut und erst erschrecken sie, dann sind sie entzückt. Ihre Puppe hat eine Stimme. Und mit einem Mal überhäufen sie mich mit Fragen. Wo ich herkomme, ob ich weiß, wo ich bin, ob ich die Aussicht nicht hinreißend finde, ob ich Pferde mag – es gibt hier nämlich einen wunderschönen Stall – ob ich mein Haar lieber hochgesteckt oder offen trage.

Ich beantworte keine. Ich will nichts mit diesen Fremden teilen, die zu diesem Ort gehören – so wohlmeinend sie auch sein mögen. Die Fragen prasseln auf mich ein, sodass ich ohnehin nicht wüsste, wo ich anfangen sollte, und dann klopft es leise an der Tür.

»Wir machen sie bereit für den Hauswalter«, ruft eine der Frauen.

Die gedämpfte Stimme auf der anderen Seite der Tür klingt weich, freundlich und jung. »Lady Rose möchte unverzüglich mit ihr sprechen, bitte.«

»Wir sind noch nicht mal mit ihrem Bad fertig! Und ihre Nägel ...«



»Bitte entschuldigt«, sagt die Stimme auf der anderen Seite der Tür unbeirrt, »ich habe den direkten Befehl, sie jetzt zu holen, ganz gleich, in welchem Zustand sie sich auch befinden mag.«

Lady Rose ist offenbar jemand, der hier das letzte Wort hat, denn plötzlich zerren mich die Frauen auf die Füße, trocknen mich mit einem rosa Badetuch ab, bürsten mir das nasse Haar und stecken mich in ein Gewand, das sich anfühlt wie Wellen aus Seide auf meiner Haut. Was auch immer in diesem Badewasser war, hat meine Nerven geschärft – ich fühle mich nackt und entblößt. Und es kommt mir immer noch vor, als ob Bläschen an meiner Haut zerplatzten.

Als die Tür sich öffnet, sehe ich, dass die Stimme einem kleinen Mädchen gehört, kaum halb so groß wie ich. Allerdings ist sie wie die älteren Frauen gekleidet, sie trägt die weibliche Ausführung von Gabriels weißem Hemd und einen schwarzen Rock anstelle von Gabriels schwarzer Hose. Ihr Haar ist zu einem Kranz um den Kopf geflochten, und wenn sie mich anlächelt, bekommt sie Apfelbäckchen. »Du bist Rhine?«

Ich nicke.

»Ich bin Deidre«, sagt sie und legt ihre Hand in meine. Sie ist kühl und zart. »Einfach hier entlang«, sagt sie, führt mich aus meinem Zimmer und den Flur entlang, über den ich gestern meine kurze Flucht angetreten habe.

»So«, sagt das Mädchen mit ernsthaftem Nicken, den Blick weiterhin nach vorn gerichtet. »Sprich nur, wenn du angesprochen wirst; sie mag keine Fragen, am besten stellst du keine; sprich sie mit Lady Rose an; über dem Nachttisch ist ein Knopf, ein weißer – den drückst du,



wenn ihr schlecht wird. Sie bestimmt hier. Der Hauswaller tut alles, was sie verlangt, also stell dich gut mit ihr.«

Wir bleiben vor der Tür stehen und Deidre bindet mir den Gürtel meines Bademantels noch mal zu einer perfekten Schleife. Sie klopft an die halb offene Tür und sagt: »Lady Rose? Ich habe sie geholt, wie Sie gesagt haben.«

»Nun, dann lass sie eintreten«, blafft Rose. »Und dann geh und mach dich irgendwo nützlich.«

Bevor sie sich zum Gehen wendet, legt Deidre ihre beiden Hände um meine eine. Ihre Augen sind rund wie zwei Monde. »Und bitte«, flüstert sie, »versuch das Thema Tod zu vermeiden.«

Als sie weg ist, drücke ich die Tür auf und bleibe an der Schwelle stehen. Von hier aus kann ich die Medikamente riechen, über die Rose sich gestern beklagt hat. Ich sehe das Sortiment aus Lotionen, Pillen und Flaschen auf ihrem Nachttisch.

Heute ist sie aufgestanden und sitzt in einem mit Satin bezogenen Diwan am Fenster. Die Sonne spielt mit ihrem blonden Haar und ihre Haut wirkt längst nicht so fahl wie gestern. Ihre Wangen haben Farbe. Zuerst denke ich, dass es ihr besser geht, aber als sie mich heranwinkt, fällt mir das ungewöhnliche, geradezu grelle Rosa ihrer Wangen auf – da weiß ich, dass es Schminke sein muss. Das Rot ihrer Lippen ist wohl auch nicht echt. Was jedoch echt ist, sind ihre Augen, unglaublich braune Augen, die mich mit einer Intensität, mit einer Jugendlichkeit anstarren ...

Ich versuche, mir eine Welt voller natürlicher Men-



schen vorzustellen, in der zwanzig jugendlich *war* und Jahre entfernt von einem Todesurteil. Natürliche Menschen haben mindestens achtzig Jahre gelebt, hat meine Mutter mir erzählt. Manchmal hundert. Ich habe ihr nicht geglaubt.

Jetzt sehe ich, was sie gemeint hat. Rose ist die erste Zwanzigjährige, mit der ich mich länger unterhalte, und obwohl sie ein Husten unterdrückt, bei dem Blut ihre Handfläche besprenkelt, ist ihre Haut glatt und weich. Ihr Gesicht strahlt immer noch. Sie sieht nicht viel anders oder älter aus als ich.

»Setz dich«, sagt sie zu mir. Ihr gegenüber steht ein Stuhl.

Auf dem Fußboden rings um sie herum liegen überall Bonbonpapierchen und eine Schale auf ihrem Diwan ist mit Bonbons gefüllt. Wenn sie spricht, kann ich sehen, dass ihre Zunge blau ist. Sie dreht ein Bonbon zwischen ihren langen Fingern, hält es nah an ihr Gesicht und sieht es an, als wolle sie es küssen. Stattdessen lässt sie es zurück in die Schale fallen.

»Wo kommst du her?«, fragt sie. Ihre Stimme hat nichts mehr von der Verdrießlichkeit, mit der sie eben noch Deidre begegnet ist. Ihre dichten Wimpern zucken in Höhe. Sie beobachtet, wie ein Insekt sie umkreist und verschwindet.

Ich will ihr nicht erzählen, wo ich herkomme. Ich soll bei ihr sitzen und höflich sein, aber wie kann ich das? Wie kann ich das tun? Man lässt mich hier sitzen und ihr beim Sterben zusehen, damit ich mich dann ihrem Mann hingebe und ihm Kinder gebäre, die ich niemals haben wollte!



Ich sage also: »Woher kamst du, als sie dich geholt haben?«

Ich soll ihr keine Fragen stellen, und sowie ich gefragt habe, wird mir klar, dass ich auf eine Landmine getreten bin. Sie wird nach Deidre oder ihrem Ehemann, dem Hauswalter, schreien, damit ich weggebracht und für die nächsten vier Jahre in ein Verlies gesperrt werde.

Zu meiner Überraschung sagt sie nur: »Ich wurde in diesem Staat geboren. Genauer gesagt, in dieser Stadt.« Sie greift hinter sich, nimmt ein Bild von der Wand und hält es mir hin.

Ich beuge mich vor und sehe es mir an. Das Foto zeigt ein junges Mädchen, das neben einem Pferd steht. Sie hält die Zügel, und ihr Lächeln ist so strahlend, dass ihre Zähne ihr Gesicht dominieren. Vor lauter Entzücken sind ihre Augen halb geschlossen. Neben ihr, mit den Händen auf dem Rücken, steht ein viel größerer Junge. Sein Lächeln ist beherrscher, eher schüchtern, als hätte er nicht die Absicht gehabt zu lächeln, konnte aber in diesem Moment einfach nicht anders.

»Das war ich«, sagt Rose über das Mädchen auf dem Foto. Dann fährt sie mit dem Finger die Konturen des Jungen nach. »Das ist mein Linden.« Einen Moment lang scheint sie sich in seinem Anblick zu verlieren. Ein kleines Lächeln schleicht sich auf ihre bemalten Lippen. »Wir sind zusammen aufgewachsen.«

Ich weiß nicht recht, was ich dazu sagen soll. Sie ist so in diese Erinnerung versunken und so blind für meine Gefangenschaft. Trotzdem tut sie mir leid. In einer anderen Zeit, unter anderen Umständen, müsste sie nicht ersetzt werden.



»Siehst du?«, sagt sie und zeigt auf das Foto. »Das ist unser Orangenhain. Mein Vater hat ganze Orangenfelder besessen. Hier in Florida.«

Florida. Mich verlässt der Mut. Ich bin in Florida, ganz im Süden der Ostküste, mehr Meilen von zu Hause entfernt, als ich zählen kann. Ich vermisse mein vom Efeu gezeichnetes Haus. Ich vermisse das Rumpeln der Vorortzüge in der Ferne. Wie soll ich je dorthin zurückfinden?

»Sie sind wunderbar«, sage ich über die Orangen. Weil es wahr ist. Sie sind wunderbar. An diesem Ort scheinen die Dinge zu gedeihen. Ich hätte nie angenommen, dass das springlebendige Mädchen, das da neben ihrem Pferd im Hain steht, jetzt hier sterben könnte.

»Ja, nicht wahr?«, sagt sie. »Linden bevorzugt allerdings Blumen. Im Frühling gibt es Orangenblütenfeste. Die hat er am liebsten. Im Winter gibt es Schneefeste und Sonnwendbälle, aber die mag er nicht. Sie sind ihm zu laut.«

Sie wickelt ein grünes Bonbon aus und steckt es sich in den Mund. Einen Moment schließt sie die Augen und genießt offensichtlich den Geschmack. Jedes Bonbon hat eine andere Farbe, und dieses, das grüne, hat einen Pfefferminzgeruch, der mich in meine Kindheit zurückversetzt. Ich denke an das kleine Mädchen, das mir ihre Bonbons ins Zimmer geworfen hat, denke daran, wie der Geruch den Pappbecher ausgefüllt hat, in den ich ihr antwortete.

Als Rose wieder spricht, hat ihre Zunge die smaragdgrüne Farbe des Bonbons angenommen. »Dabei ist er ein hervorragender Tänzer. Ich weiß nicht, warum er so ein Mauerblümchen ist.«



Sie legt das Bild auf den Diwan mitten in ein Meer aus Bonbonpapierchen. Ich werde nicht schlau aus dieser Frau, die so erschöpft und traurig ist, die Deidre angefahren hat, mich aber wie eine Freundin behandelt. Meine Neugier unterdrückt meine Bitternis für den Moment. In dieser seltsamen Welt voller schöner Dinge, denke ich, gibt es vielleicht doch etwas Menschlichkeit.

»Weißt du, wie alt Linden ist?«, fragt sie mich. Ich schüttele den Kopf. »Er ist einundzwanzig. Schon als Kinder hatten wir vor zu heiraten, und ich vermute, er dachte, all diese Medikamente würden mich vier Jahre länger am Leben erhalten. Sein Vater ist ein sehr bekannter Arzt – erste Generation. Er arbeitet unermüdlich daran, ein Gegenmittel zu finden.« Das Letzte sagt sie in einem etwas fabulierenden Ton, wobei sie die Finger in der Luft herumflattern lässt. Sie glaubt nicht an ein Gegenmittel. Viele tun es. Wo ich herkomme, strömen die neuen Waisen in Scharen in die Labore und bieten sich für ein paar Dollar extra als Versuchskaninchen an. Aber sie finden kein Gegenmittel und eine eingehende Analyse unseres Genpools hat keine Abweichungen ergeben, die eine Erklärung für das tödliche Virus liefern könnten.

»Aber du«, sagt Rose. »Sechzehn ist perfekt. Ihr könnt den Rest eures Lebens zusammen verbringen. Er wird nicht allein sein müssen.«

Ich spüre, wie es im Raum kalt wird. Draußen im unendlichen Garten zirpt es und summt, doch das erscheint mir Millionen Meilen weit weg. Einen Moment hatte ich fast vergessen, warum ich hier bin. Vergessen, wie ich hierhergekommen bin. Dieser schöne Ort ist gefährlich –



wie milchig weißer Oleander. In diesem blühenden Garten soll ich gehalten werden, dazu ist er da.

Linden hat seine Bräute gestohlen, damit er nicht allein sterben muss. Was aber ist mit meinem Bruder, allein in dem leeren Haus? Und was ist mit den anderen Mädchen, die in diesem Lastwagen erschossen wurden?

Meine Wut ist wieder da. Ich balle die Fäuste und wünsche, es möge jemand kommen und mich aus diesem Zimmer herausholen, selbst wenn das bedeutet, dass ich irgendwo anders in diesem Haus eingesperrt werde. Ich ertrage nicht noch einen einzigen Augenblick in Roses Gegenwart. Rose mit ihrem offenen Fenster. Rose, die auf ein Pferd gestiegen und durch die Orangenhaine geritten ist. Rose, die beabsichtigt, ihr Todesurteil an mich weiterzugeben, wenn sie erst einmal gegangen ist.

Mein Wunsch geht in Erfüllung, doch es wird noch schlimmer. Deidre erscheint und sagt: »Verzeiht, Lady Rose, der Arzt ist hier, um Rhine für Hauswalter Linden vorzubereiten.«

Ich werde wieder den Flur hinuntergeführt zu einem Fahrstuhl, für den man eine Schlüsselkarte braucht. Deidre steht neben mir, ihr Blick starr und besorgt.

»Heute Abend wirst du Hausprinzipal Vaughn kennenlernen«, flüstert sie. Das Blut ist aus ihrem Gesicht gewichen, und sie sieht mich auf eine Art an, die mir wieder in Erinnerung ruft, dass sie noch ein Kind ist. Sie presst die Lippen aufeinander vor ... was ist das wohl? Mitgefühl? Angst? Ich weiß es nicht. Die Fahrstuhltüren öffnen sich und sie ist wieder wie vorher. Sie führt mich einen weiteren, noch dunkleren, nach Desinfektionsmittel riechenden Flur entlang und durch eine andere Tür.



Ich frage mich, ob sie auch diesmal Ratschläge für mich hat, aber sie bekommt nicht mehr die Gelegenheit, den Mund aufzumachen, denn schon sagt ein Mann: »Und welche ist das?«

»Rhine, Sir«, sagt Deidre, ohne den Blick zu heben.
»Die Sechzehnjährige.«

Kurz frage ich mich, ob dieser Mann wohl der Hausprinzipal oder der Hauswalter ist, der mein Ehemann werden soll. Doch ich bekomme keine Gelegenheit, ihn mir anzusehen, da spüre ich schon einen stechenden Schmerz im Arm. Ich nehme nur noch auf, was direkt vor meinen Augen liegt: ein steriler, fensterloser Raum. Ein Bett mit einem Laken und Halterungen – für Arme und Beine vermutlich.

Thematisch abgestimmt auf alles andere an diesem Ort füllt sich der Raum mit glänzenden Schmetterlingen. Sie zittern alle und dann zerplatzen sie wie die seltsamen Badeperlen. Überall hinterlassen sie Blut. Darauf folgt Schwärze.

4



ICH BIN an der Reihe mit Wachehalten. Wir haben Türen und Fenster verriegelt und uns für die Nacht im Keller verbarrikadiert. In der Ecke summt der winzige Kühlschrank, die Uhr tickt, die Glühbirne baumelt an ihrem Kabel hin und her und das Licht flackert. Ich glaube, ich höre eine Ratte in den Schatten nach Futter suchen.

Rowan schnarcht auf dem Feldbett, und das ist ungewöhnlich, denn das tut er sonst nie. Aber mich stört es nicht. Es ist schön, Geräusche eines anderen Menschen zu hören und zu wissen, dass ich nicht allein bin. Dass er innerhalb von einer Sekunde wach wäre, wenn es irgendwelche Schwierigkeiten gäbe. Als Zwillinge sind wir ein tolles Team. Er hat die Muskeln und mit dem Gewehr verfehlt er nie sein Ziel, ich hingegen bin kleiner und schneller und manchmal wachsamer.

Wir hatten nur einmal einen bewaffneten Dieb, in dem Jahr, in dem ich dreizehn geworden bin. Meistens sind die Diebe kleine Kinder, die versuchen, die Fenster einzuschlagen und das Türschloss aufzubrechen. Sie bleiben nur so lange, bis sie festgestellt haben, dass es weder etwas zu essen gibt noch etwas, was sich lohnen würde zu stehlen. Sie sind lästig und eigentlich würde ich ihnen



Lauren DeStefano

Land ohne Lilien - Geraubt

Band 1

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-30918-6

cbt

Erscheinungstermin: Juli 2014

Sie sind jung und schön, doch dem Tod geweiht

Rhine ist sechzehn Jahre alt – und wird in vier Jahren sterben. Ein missratenes Genexperiment hat katastrophale Folgen für die Menschheit: Frauen leben nur bis zum zwanzigsten, Männer bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr. In dieser Welt ist nicht ungewöhnlich, was Rhine passiert: Sie wird entführt und mit dem reichen »Hauswalter« Linden in eine polygame Ehe gezwungen, um möglichst schnell Nachkommen zu zeugen. Rhine präsentiert sich eine glitzernde Welt voller Luxus und Reichtum – eine Welt ohne Freiheit. Gemeinsam mit dem Diener Gabriel plant Rhine ihre Flucht, bevor es zu spät ist...

 [Der Titel im Katalog](#)